

eric whitacre

strahlemann, der blasmusik schreibt, aber nicht hört

Von Uschi Mohr

Musik, die nicht berührt oder gar rührt, kann er nicht ausstehen. Da kennt er keine Kompromisse. Fast keine. Immerhin komponiert Eric Whitacre für sinfonische Blasorchester, obwohl deren Klang ihm regelmäßige Gänsehaut verursacht. »Bläser können sicherlich raffiniert und durchsichtig spielen«, lautet zwar sein eher widerwilliges Zugeständnis. Aber die wirklich feinfühligsten, zarten Töne, die der 33-jährige Amerikaner mit seiner Musik sucht und zum Ausdruck gebracht haben will, die kriegen sie seiner Ansicht nach einfach nicht hin. »Ich komponiere für Blasorchester, damit sie nicht mehr wie Blasorchester klingen.« Rebellion in der bläserischen Sinfonik? Eric grinst: »Nein, Revolution.«

Frisch von der Welturaufführung seiner elektronischen Oper »Paradise Lost« im Berliner Dom zur Mid Europe nach Schladming eingeflogen, steht der blond gesträhte Strahlemann auf dem Podium der Actioncorner und verkündet seine Botschaft. Gut sechs Jahre ist es her, dass Whitacre mit »Godzilla eats Las Vegas« für Schwung in der Blasorchesterszene gesorgt hat. Aber auch noch heute stehen eingefleischte Bläserkomponisten grüppchenweise in Schladming zusammen, wohin Whitacre als Komponist und Dirigent erstmals eingeladen wurde, und plaudern ein wenig gönnerhaft über den »Spaß«, den sich der Jungspund aus L.A. hiermit geleistet habe. Whitacre selbst findet seine Ideen für »diese verrückte Theater-show« zwar auch heute noch witzig und tritt strahlend und leidenschaftlich nach imaginären Schoßhündchen, als er vor stattlichem Publikum sein Monster schauspielerisch zu den Klängen des Werkes auferstehen lässt. Dass dieser Sunnyboy mit viel Humor aber alles andere als eine musikalische Witzfigur oder gar Eintagsfliege ist, steht längst fest. Schließlich blieb keiner, der je hinhörte, unberührt. Spätestens nach seinem Dirigat des »Orchestra Fiati della Valtellina« bei

»October« am Samstagnachmittag der Mid Europe – als Ersatz für die Leitung des Weltjugendorchesters am Abend bei »Cloudburst« wegen Fehlplanungen mit dem Heimflug – weiß jede(r): Eric mag »fun« sein, aber Eric ist auch große Ernsthaftigkeit.

Er will anecken. Dass die Berliner Gazetten seine elektronische Oper teils verteufelten, teils in den Himmel lobten, und weder eingefleischte Opernfans noch Technofreaks so ganz mit seinem Machwerk klarkamen, ist für den Komponisten der Erfolg schlechthin. (»I love it. Mir ist es lieber, jemand ärgert sich fürchterlich darüber, als dass er gar nichts empfindet.«) Schließlich bediente sich der eingefleischte »Alphaville«-Fan, der erst am College mit 19 Jahren gelernt hat, Noten zu lesen, auch in allen Stilen: »Für mich ist die ganze Musik wie ein großes Büfett, an dem ich mal von hier, mal von da was herauspicke.« Eric Whitacre will Gefühle komponieren, Stimmungen in Töne fassen: »Ich nehme mir einfach etwas von jedem musikalischen Stil, der dieses Gefühl, diese Stimmung erzeugt.« Eric im Wunderland.

Tatsächlich hat sich Whitacre als junger Mann, der sich das Klavierspiel selbst beigebracht hatte, einmal als Trompeter in einer Marchingband versucht: »Aber ich bin da rausgefliegen, weil ich dem Dirigenten gesagt habe, dass ich ihn für einen Depp halte.« Musik als Offenbarung erlebte der Junge aus Nevada, als er einem Chor beitrat: »Als erstes sangen wir Mozarts »Requiem«. Das hat mein Leben verändert. Ich wusste nicht, dass es solche Musik gibt.« Und diese tiefe Erschütterung seines Innersten möchte er als Komponist jetzt mit jedem seiner Chor- oder Blasorchesterwerke an seine Zuhörer weitergeben: »Ich versuche, die Musik zu schreiben, die ich gerne hören würde.«

Oft werde er bei Dirigentenseminaren gefragt, welches seine Vorbilder unter den Komponisten seien: »Und alle erwarten, dass ich die gro-

ßen amerikanischen Bläserkomponisten wie Alfred Reed nenne. Sage ich dann: »Ein bisschen Debussy, ein bisschen Gershwin, ein bisschen Strawinsky und sogar ein bisschen Bach«, sind sie immer furchtbar erstaunt oder glauben mir erst gar nicht. Dann muss ich ihnen eben sagen, dass ich mir keine Bläsermusik anhöre, dass ich sie nicht einmal mag.« Eric ist eben ehrlich.

Was Whitacre an der reinen Bläserbesetzung so stört: »Für sie ist es einfach schwer, grazil oder feinsinnig zu spielen. Bläser sind am besten, wenn sie laut und feurig und dynamisch tönen dürfen. Und so lande ich meist auch dabei, Stücke mit viel Rhythmus und viel Percussion für Blasorchester zu schreiben, um sie gut rüberkommen zu lassen.« Daher freue ihn der Trend zu Streichern im Bläserorchester: »Manche haben zwei Bässe oder zwei Cellos dabei. Denen würde ich gerne sagen: »Weiter so, nehmt noch



Eric's Gesundheit:

»Ich lebe in Kalifornien, da ist jeder gesund, fit und braungebrannt. Ich mache Yoga, Fitness, laufe. Nur wenn ich auf Reisen bin trinke ich Bier, bleib zu lange auf, rauche manchmal. Aber wenn du zu gesund lebst, wirst du auch bequem, und das ist für mich und meine Musik nicht immer ideal. Manchmal möchte ich mein Leben nehmen und es ein wenig durchschütteln, verrückte Dinge tun.«

Eric's Botschaft:

Die große Botschaft, die Whitacre Musikern wie Zuhörern mit seiner Musik zwischen allen emotionalen Extremen zukommen lassen möchte: »Not to be

bad and not to be boring.« (Nicht schlecht zu sein und nicht langweilig).

Eric's Frau:

»Anny ist Koloratursopranistin. Und sie hat den Schwarzen Gürtel in Kung Fu und Karate. Sie ist der Star meiner Oper, muss dort kämpfen und die fast obszön hohen Stellen singen, die ich für sie geschrieben habe. Es ist toll, für sie und mit ihr zu arbeiten, denn sie kann sich all meine Ideen merken, die ich ihr am Klavier vorspiele, und nachher einfach wiederholen. Sie ist mein Tonband.«



Eric, der Amerikaner:

»Ich hoffe, dass ich einen anderen Teil Amerikas verkörpere, den die Welt nicht zu sehen bekommt – mit offenem Geist, höchst interessiert an Geschichte und an der Kultur anderer Völker rund um den Erdball und sensibel anderen Menschen gegenüber.« Präsident könnte er also nicht werden? »Nie im Leben. Die Bush-Administration ist mein größter Albtraum. Es ist wirklich schwer, als Amerikaner um die Welt zu reisen und dafür verantwortlich gemacht zu werden, was die Regierung treibt. Ich stimme mit nichts überein, was sie tut.«

14 Geigen, acht Violas dazu, haut die Klarinetten raus« – dann wären sie auf einem guten Weg.« Mit seinen eigenen Werken experimentiert Whitacre: »Die Bläser müssen sich nicht wie Streicher anhören. Aber sie sollten in der Lage sein, sich wie diese auszu-drücken.«

Für ein komplettes Sinfonieorchester zu komponieren, wäre sein Traum. Denn was er am meisten vermisst bei den Bläsern, sind nun einmal die Streicher – deren Feingefühl, Raffinesse, Zierlichkeit und Durchsichtigkeit. Zwei Dinge halten ihn davon ab, für die ganz große Besetzung zu arbeiten: »Erstens trittst du in Konkurrenz zu 400 Jahren Orchestertradition und Leuten wie Bach, Mozart, Beethoven und Debussy. Und zweitens haben uns die – oder zumindest einige der – Orchesterkomponisten der vergangenen 80 Jahre ruiniert. Sie haben nur tiefschürfende, dichte Programmmusik geschrieben, die das Publikum hasst, und sich ihren Zuhörern total entfremdet.« Darum sei heutzutage kein Mensch mehr an neuer Orchestermusik interessiert. Dabei ist Whitacre sicher: »Das Publikum will sich einfach amüsieren, will Spaß haben im Konzert.« Sein Fazit: »Meine einzige Chance, für große Instrumentensembles zu schreiben, ist die Bläsermusik. Du schreibst ein Stück, zahllose Aufführungen sind garantiert, und du kannst hier wirklich ausloten, was für dich möglich ist.« Eric ist eben auch Pragmatiker.

In Sachen Bläsermusik glaubt er durchaus, eine Entwicklung hinter sich (und auch vor

sich) zu haben. Ob »October« (Auftragskomposition von 30 Highschool-Bands), »Cloudburst« oder das ganz neue Chorwerk »Sleep«, das er für Blasorchester transkribiert hat: »Ich weiß, ich kann es langsam besser.« Gleichzeitig ist das so eine Geschichte, ihn nach seiner Art der Orchestrierung, nach seinen Ideallösungen zu fragen. Auch hier gibt er unumwunden zu: »Davon habe ich doch keine Ahnung. Jedes Mal, wenn ich mich hinsetze und für Blasorchester zu komponieren beginne, weiß ich überhaupt nicht, was ich hier eigentlich gerade mache.« Inzwischen habe er aber den Verdacht, dass er – besonders bei »Sleep« – endlich den Weg entdeckt habe, einen sehr warmen Klang zu erzeugen, der dem nahe kommt, was er letztlich erschaffen will. Der Beweis: »Cloudburst« hat Whitacre sowohl für Chor als auch für Blasorchester gesetzt: »Das Schärfste ist: Wenn man sich beide Versionen gleichzeitig anhört und ein paar Bier intus hat, hört es sich fast wie ein Sinfonieorchester an.« Eric, der Sucher.

Warm, üppig, pulsierend, zart – Eric Whitacres Wortschatz im Hinblick auf seine musikalischen Träume suggerieren immer dasselbe: Sehnsucht nach der heilen Welt. Und die hat er: »Wenn ich ein Musikstück speziell im Chorbereich entwickle, versuche ich immer, eine kleine perfekte Welt zu schaffen, in die ich hineingehen und in der ich – oder auch jeder andere – leben kann. So empfinde ich auch Musik von Debussy oder Bach – du kannst dich in sie zurückziehen und auch wieder hinausspazieren. Ist es

nicht schön, immer einen Platz zu haben, an dem man willkommen ist?«

Und doch: Das Komponieren ist für Eric Whitacre schwere Arbeit. Seit er zu zig Gastdirigaten eingeladen wurde, genießt er es viel mehr, vor Orchestern zu stehen und mit ihnen zusammen »tatsächlich Musik zu machen«. Seinen Lebensunterhalt sichern dennoch seine Kompositionen, die er im Eigenverlag herausgibt. Denn: »Als endlich tatsächlich mal ein Verleger auf mich aufmerksam wurde und mir einen Vertrag anbot, der mir zehn Prozent der Einnahmen versprach, von denen mir bisher immer 95 Prozent blieben, habe ich ihn nach Hause geschickt.« Nur den Vertrieb hat Whitacre in die Hände des größten amerikanischen Distributors Hal Leonard gelegt. Wie seine drei Freunde von der Universität, Steven Bryant, James Boney und Jonathan Newman, mit denen er das Label BCM gegründet hat, übrigens mittlerweile auch. Copyright und Kontrolle der eigenen Werke hat das Quartett damit selbst in der Hand. Whitacre vehement: »Komponisten wurde immer erklärt, dass es der Zenit ist, wenn sie endlich einen Verleger für ihre Werke finden. Tatsache ist aber, dass sie die ganze Arbeit machen und den Verdienst dann einem anderen schenken.« Sagt's und überlegt grinsend, ob Eric je wieder eine Einreisegenehmigung für die USA bekommt, wenn er öffentlich so weiter plaudert ...